

Öffentlicher Raum in Europa und Japan – Stadtplanung mit Menschen

Ich möchte mit einem Zitat beginnen. Es handelt sich um einen Satz, der eine Zeitschrift der Stadt Wien zum Thema „Parks und öffentlicher Raum“ einleitet. Dort heißt es: „Der öffentliche Raum der Stadt ist seit jeher der Ort der Austragung von Auseinandersetzungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen. Die Möglichkeit öffentlicher Diskussion ist an diesen Ort genauso gebunden wie die Repräsentation der gesellschaftlichen Macht“. Mit dieser Charakterisierung bringen die Autoren eine weit verbreitete Auffassung zum öffentlichen Raum zur Sprache. Nämlich die Auffassung, städtische Öffentlichkeit sei etwas, was sich draußen auf Plätzen und Straßen abspiele. Was hier wie eine universelle Wahrheit klingt, muss meines Erachtens sowohl kulturell als historisch kontextualisiert werden. Denn die scheinbar selbstverständliche Behauptung, dass der Stadtraum ein öffentlicher Austragungsort von Auseinandersetzungen sei, ist paradigmatisch vor allem für das europäische Ideal von urbaner Öffentlichkeit.

Aber stimmt dies überhaupt? Entsteht durch den offenen Raum der europäischen Städte tatsächlich automatisch Öffentlichkeit? Für diese Befragung der europäischen Realität von Öffentlichkeit möchte ich im zweiten Teil meines Vortrags den Blick schärfen durch Beobachtungen, die ich über das japanische Verständnis und die japanische Erscheinungsform von Öffentlichkeit gemacht habe. Denn keine Frage: In Japan ist manches anders als in Europa. Doch während häufig eher die kulturellen Unterschiede zwischen „Ost und West“ Beachtung geschenkt wird, interessiere ich mich auch für die unerwarteten Gemeinsamkeiten. Durch die Wahrnehmung dieser Übereinstimmungen wie der Differenzen können wir das Grundmuster unserer jeweiligen kulturellen Selbstverständnisse genauer begreifen. Wobei ich erwähnen sollte, dass es sich sowohl bei meinen Beobachtungen zum öffentlichen Raum in der europäischen Kultur und mehr noch bei meinen Recherchen zum japanischen Verständnis von Öffentlichkeit, eher um Zwischenstände handelt, deren Haltbarkeit weiteren Überprüfungen unterliegen.

In Europa stellt man sich den öffentlichen Raum aus der abendländischen Geschichte der Urbanisierung heraus als innerstädtischen Freiraum vor. Mit der Entwicklung der größeren Städte entstanden urbane Zentren in mehrfacher Hinsicht.

Nicht nur, dass sich viele Menschen auf engem Raum in Städten ballten, weswegen man auch treffend von Städten als Ballungsgebieten spricht. Die europäische Stadt als Zentrum ist zugleich geprägt von einer Konzentration politischer, ökonomischer, religiöser und kultureller Macht. Sichtbar wird diese Konzentration von Menschen, Politik, Wirtschaft, Religion und Kultur am zentralen Marktplatz. Er ist ein offener Freiraum, in dem Sinne, dass er eine Öffnung im städtischen Straßengeflecht darstellt und unüberdacht - im Freien - ist. Gerahmt wird dieser offene Platz des markt-wirtschaftlichen Austausches meist von der Kirche, dem Palast oder Rathaus, und kulturellen Einrichtungen, wie dem Theater oder Museum. In diesem Sinne sprechen die Autoren der von mir zu Beginn zitierten Zeitschrift vom öffentlichen Raum der Stadt als einem Ort für die Repräsentation von gesellschaftlicher Macht. Auch wenn dieses Bild ein bisschen schematisch gezeichnet ist, gibt es die europäische Idee des öffentlichen Raumes wieder. Denn für öffentlich wird dieser städtische Raum gehalten, weil er als gemeinsamer Ort – als Gemeinwesen – anerkannt wird und weil dort die Bewohner oder Bürger einer Stadt zusammenkommen und sich versammeln können.

Nun ist aber das bloße ökonomische Marktgeschehen auf dem Platz vor dem Rathaus noch keine Öffentlichkeit. Das scheint mir ein entscheidender Punkt zu sein. Auch der Freiraum als solcher lässt noch keine städtische Öffentlichkeit entstehen. Ebenso wenig die bloße Anwesenheit eines politischen oder kulturellen Gebäudes. Öffentlich wird städtische Räume tatsächlich erst durch die Handlung des Zusammenfindens der Menschen und durch ihre Verständigung.

Öffentlichkeit erweist sich als etwas, was durch Aktivität und Kommunikation zu existieren beginnt – durch die Aktivität und Kommunikation der Bürgerinnen und Bürger – ganz entgegen der Vorstellung, dass ein öffentlicher Platz an sich schon Öffentlichkeit sei. Zugleich ist aber – zumindest für den europäischen Vorstellungshorizont – der offene, städtische, für alle zugängliche Freiraum immerhin eine bauliche Basis für Öffentlichkeit. Das Bild vom städtischen Marktplatz macht deutlich, inwiefern Stadt und auch Stadtentwicklung – die Entwicklung der baulichen Substanz von Stadt – mit Öffentlichkeit verwoben sind. Der Stadtraum ist gleichsam die Bühne, auf der Öffentlichkeit sichtbar werden kann durch das Auftreten von Bürgerinnen und Bürger. Deswegen wollen und sollen sich auch die Bürger beteiligen können an der Gestaltung ihres Stadtraumes als ihrer Bühne. Auf diese

Weise können sie Verantwortung im eigenen Interesse für den gemeinsam genutzten Raum übernehmen. Deswegen artikulieren viele Bürgerinnen und Bürger in Europa ihr „Recht auf Stadt“. Und deswegen fordern Stadtbewohner Teilhabe an Stadtplanungsprozessen ein, gegenüber einer zunehmenden Regulierung von Stadtplanung durch die ökonomischen Interessen von Investoren. Man erkennt unschwer, dass der Stadtraum ein von verschiedenen Interessengruppen beanspruchter Raum ist. Um das Öffentliche wird gekämpft und es nicht einfach durch gebaute Plätze vorhanden. Ich möchte an dieser Stelle den japanischen Theoretiker Maruyama Masao zitieren, der etwas über Freiheit schreibt, was auch für die Öffentlichkeit gilt: Er schreibt: „Freiheit ist kein Dekorationsstück, sondern sie wird alleine durch wirkliche Ausübung erhalten.“¹ Für die Öffentlichkeit gilt dasselbe: sie ist kein Bauwerk, sondern wird durch wirkliche Ausübung erzeugt.

Weil Öffentlichkeit einem dynamischen Schauplatz und Theaterstück gleicht, an dem sich formale, soziale, kommunikative sowie ästhetische Aspekte der Sichtbarmachung und der Bühne bündeln, ist sie von großen Bedeutung auch für die Kunst. Kunst interessiert sich für den öffentlichen Raum nicht nur als Präsentationsort für Kunstwerke. Öffentlichkeit selber ist ein wesentlicher Bestandteil von Kunst: Als einer Ermöglichung und Ausübung, einer Sichtbarmachung, als ein Handeln oder als eine Kommunikation und Raumproduktion von Bühnen für gesellschaftliche Auseinandersetzungen. Und so greift Kunst, der es um das Öffentliche geht, mit diesen Mitteln der Sichtbarmachung, der Aktion, der performativen Aufführung, der symbolischen Interaktion oder des installativen Bühnenbaus in den Raum ein, der durch diese Interventionen zu einem Raum der Öffentlichkeit wird. Seit den 1990er Jahren spricht man von einer solchen Kunst auch als einer „Kunst im öffentlichen Interesse“ und nicht mehr nur von einer „Kunst im öffentlichen Raum“. Die Kunst im öffentlichen Interesse ‚möbliert‘ nicht den städtischen Raum mit bloßen Objekten. Sie agiert vielmehr um der Öffentlichkeit willen. Sie schafft eigens räumliche, städtische Öffentlichkeit. Diese Kunst im öffentlichen Interesse hat ein Interesse daran, das Öffentliche zu befragen, herauszufordern oder zu initiieren. Denn wenn wir davon ausgehen, dass Öffentlichkeit als Bühne, als Handlung, als Begegnung oder Auseinandersetzung nicht einfach durch den bestehenden erbauten urbanen Raum schon vorhanden und

¹ MARUYAMA Masao: Was man ist und was man tut. Frankfurt/M. (1961)

wenn wir davon ausgehen, dass Öffentlichkeit für die Stadt und die Demokratie, als Vehikel der Mitbestimmung der Bürgerinnen und Bürger von wesentlicher Bedeutung ist, dann ist es das Interesse dieser Kunst im öffentlichen Interesse, derartigen Öffentlichkeiten zu erzeugen oder zu unterstützen.

<ppt Folie: Keimzelle>



In Deutschland, genauer in Hamburg, habe ich in Zusammenarbeit mit Harald Lemke und Anwohnern eines Stadtviertels, in dem wir auch selber wohnen, im Sinne einer solchen *Kunst im öffentlichen Interesse“ einen öffentlichen, nachbarschaftlichen Gemüsegarten initiiert. Dieser Garten ist baulich eine Bühne, auf der Bürger durch eine ganz einfache und schlichte Aktivität sichtbar werden können: Durch das Gärtnern, was jeder irgendwie kann. Wenn wir nämlich nicht zu Hause, privat auf unserem Balkon gärtnern oder wenn wir das Gärtnern nicht einfach den Bauern auf dem Land alleine überlassen, dann beginnen wir, mit dem städtischen offenen Gemüsegarten – dem urban gardening – öffentliche Stadträume zu schaffen. Bestenfalls bildet das gemeinsame öffentliche Gärtnern die performative Grundlage, um ganz selbstverständlich ins Gespräch zu kommen mit Anderen, die dort auch anwesend sind. Der Garten ist eine Kommunikationsplattform und ein Raum

urbaner, demokratischer Öffentlichkeit. Durch das Gemüse beginnen die Anwohner miteinander zu sprechen. Sag es durch die Blume – ist ein deutsches Sprichwort für indirekte Rede. Sag es durchs Gemüse! So könnte man nun das Sprichwort erneuern, um damit zu sagen: Beginne im Umweg über das öffentliche Gärtnern aufzutreten im Stadtraum und Dich zu Artikulieren.

Ich möchte nun meine anfängliche kritische Frage an das europäische Ideal von öffentlichem Raum auch auf das eben gesagt anwenden: Ist es wirklich so, dass dieses, anhand des offenen Gemüsegartens artikulierte Verständnis von Öffentlichkeit immer schon und überall gilt? Ist das Öffentliche immer das sichtbare Auftreten auf der Bühne des städtischen Freiraums und die offene Artikulation von Meinungen konkurrierender Interessengruppen?

Von Japan, heißt es, es gäbe aus der Tradition des japanischen Städtebaus heraus ursprünglich keine Freiräume als offene zugängliche Plätze zur Versammlung von Menschen. Es heißt, die Japaner hielten sich ohnehin nicht gerne im offenen Raum auf, wegen der Witterung und Ungeschütztheit dieser Orte. Es heißt, japanische Bürger treten auch nicht gerne auf einer Bühne der Sichtbarkeit auf, sondern bleiben lieber unbeobachtet. Es heißt, die Kommunikation – zumal mit Fremden – sei ein kompliziertes Unterfangen und würde lieber vermieden. Auch Auseinandersetzungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen seien nicht schicklich, sondern Harmonie das Ziel des gesellschaftlichen Ganzen. Was diese Generalisierungen zeigen ist, wie im Fall von Europa, dass auch in Japan zunächst mit großer Selbstverständlichkeit ein kulturelles Bild gezeichnet wird, an das viele glauben. So, wie man offene urbane Räume der Auseinandersetzung in Deutschland für selbstverständlich hält, so hält man die öffentliche Unsichtbarkeit und den intime Schutzraum der Harmonie in Japan für selbstverständlich.

So hilfreich es aber war, das europäische Ideal des öffentlichen Raums zu hinterfragen, so hilfreich ist es auch die japanische Situation eine genauere Betrachtung zu unterziehen: Dann tritt in Japan auf einmal Öffentlichkeit an Orten in Erscheinung, wo Europäer sie nicht vermuten. Und auch der Mut zur Artikulation lässt sich in Japan einem Maße beobachten, wie ihn manche Japaner nicht für möglich gehalten hätten.

Ich möchte mit einer ganz kleinen aber wegweisenden Beobachtung beginnen:

<ppt Folie: Pizza Party und Mochi Party>



Wir sehen eine Mochi-Party und eine Pizza-Party. Beide finden statt auf Initiative einer Familie in einer kleinen Seitenstraße in Kyoto. Diese Partys folgen nicht einfach den allgemeinen Regeln des kollektiven, akzeptierten und kanalisierten Aufenthalts im Freiraum, wie beim Hanamie oder den großen Sommerfestivals. Diese Zusammenkünfte sind selbstorganisiert und selbstbestimmt. Sie finden nicht im Zentrum der Stadt Kyoto statt, aber doch im städtischen Raum und sie finden Draußen statt. Sie bilden nicht eine große Öffentlichkeit, in der es um rivalisierende Meinungen unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen geht, aber sie machen einen kleinen öffentlichen Raum des Austausches von Meinungen beim gemeinsamen Speisen sichtbar.

Diese Partys sind kleine Probestadien des Öffentlichen: halb privat und doch draußen. Die Anwesenden kommen auf Einladung und begeben sich doch in die volle Sichtbarkeit auch für vorbeiflanierende Fremde. Vielleicht ist dies ein ungewöhnliches Beispiel, aber möglicherweise liegt die Seltenheit dieses Phänomens auch zum Teil daran, dass viele Bewohner der gegenwärtigen japanischen Städte einfach nicht den Platz haben, in solchen ruhigen Seitenstraßen

Aktivitäten zu entfalten. Dort jedenfalls, wo aus alten Stadtstrukturen heraus noch kleine Sackgassen zwischen den Häusern existieren, wird der Raum durchaus gemeinsam von den Anwohnern genutzt. Es wäre wohl eine Aufgabe für die Bürger und für die Stadtplaner, solche Orte des gemeinsamen Draußen zu erhalten oder gar neu zu schaffen, um Nachbarschaftlichkeit zu ermöglichen oder selbstverständlich werden zu lassen.

<ppt Folie: Tamatebako>



Als eine Art kleines Experiment und als Beispiel für die Möglichkeiten der indirekten Kommunikation im urbanen Freiraum ist auch die Wunderkiste (Tamatebako) entworfen, die ich hier im Zwischenbereich von Villa Kamogawa und offenem Straßenraum aufgestellt habe. Wenn nämlich die Öffentlichkeit nicht einfach vorhanden ist, sondern durch Artikulation und Handlung erst geschaffen wird, gleichzeitig aber dieser offene Austausch von Ansichten eine Bühne braucht oder ein Vehikel, weil Kommunikation mit Fremden schwierig ist, dann können wir darüber nachdenken, wie diese Bühnen oder Kommunikationsvehikel in den unterschiedlichen Gesellschaften wie Japan oder Europa auch unterschiedlich geformt sein könnten.

Die Tamatebako ist eine Kiste, die in ihrer Erscheinungsform an die in Japan überall zu findenden Verkaufsautomaten erinnert. Nichts Besonderes also. Diese Kiste will jedoch die ökonomische Funktion der Automaten überwinden und eine Wunderkiste des Austausches für Ideen und Meinungen werden, so wie der europäische Marktplatz von der Überwindung der ökonomischen Nutzung zum öffentlichen Raum lebt. Die Kiste lädt ein, über gesellschaftliche Barrieren und Kommunikationshürden hinweg, indirekt und unbeobachtet Ideen und Dinge auszutauschen. Eine Tamatebako ist überhaupt noch kein öffentlicher Raum. Die Kiste ist auch weit davon entfernt, als Vehikel einer harmonischen Auseinandersetzung konkurrierender gesellschaftlicher Gruppen zu dienen. Sie ist nicht die sichtbare Handlung, um die es im Sinne der Öffentlichkeit geht. Aber sie ist ein Spiel – eine Simulation von Aspekten des Öffentlichen für den urbanen Freiraum.

Verlässt man nun aber diese Ebene der eher kleinteiligen Handlungen im Freiraum und der eher symbolischen Vehikel der Kommunikation und beginnt nach ernsthaften Räumen der öffentlichen Meinungsbildung und nach festen Strukturen der Teilhabe am gesellschaftlichen Geschehen zu suchen, wird man in Japan häufig darauf verwiesen, dass es in den Städten die etablierten Strukturen der Nachbarschaftskomitees gäbe – die Chonaikai.

Nicht im großen offenen Außenraum der Städte organisiert sich also Öffentlichkeit, sondern im Inneren der Wohnviertel. In den Nachbarschaftskomitees organisieren sich die Bürger selbst, tauschen sich über ihre Belange aus und nehmen ihre Angelegenheiten in die Hand. Ist also Japan mit dieser Struktur der Chonaikai viel öffentlicher und demokratischer in der Organisation der Städte als Europa? Aus vielen deutschen Städten gibt es Forderungen und Wünsche, dass so etwas wie „Quartiersräte“ oder „Nachbarschaftskomitees“ existieren mögen, um den Informationsfluss zwischen Politik, Verwaltung und den Bewohnern der Städte zu intensivieren und auf diese Weise öffentliche Meinungsbildungsprozesse zu etablieren. Nachbarschaften in europäischen Städten haben in den seltensten Fällen eine institutionalisierte Plattform für ihre Bewohnerinnen. Die zeitgenössische Stadtdemokratie braucht aber solche Strukturen lokalen Öffentlichkeit und eine feingliedrige Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger. Als lokale Experten können

Stadtbewohner ihr wertvolles Wissen einbringen und sie haben Eigeninteressen, die sich mit dem Interesse des Gemeinwohls austarieren müssen.

<ppt Folie: Fushimi Chonaikai Treffen>



In Japan scheint nun also auf faszinierende Weise diese, von vielen Europäern gewünschte Struktur von Nachbarschaftsräten als etablierte Form städtischer Öffentlichkeit zu existieren: Die Chonaikai. Wir sehen auf den Bildern eine Sitzung der Vertreter dreier Chonaikai in Bezirk Fushimi, die gemeinsam mit Vertretern und Vertreterinnen des Machizukuri Zentrums der Stadt Kyoto tagen und sich über Themen wie Verkehrsplanung, Gesundheitsversorgung, Katastrophensicherheit und die Organisation des Sommerfestivals austauschen. Solche Chonaikai existieren – wie es heißt – aus der langen Tradition japanischen Dorfstrukturen heraus und vor dem Hintergrund einer japanischen Kultur der gegenseitigen Sorge und Hilfe. Stellen Chonaikai also im besten Sinne eine Kultur der Selbstorganisation und öffentlichen Teilhabe an städtischen Planungsprozessen dar. Bilden die Chonaikai die Plattform kritischer Öffentlichkeit, zivilbürgerlicher Selbstorganisation und Meinungsbildung?

In den Interviews mit den Leitern der Chonaikai in Fushimi wurde von diesen emphatisch zum Ausdruck gebracht, dass gerade Katastrophen wie in Fukushima gezeigt hätten, dass die Menschen vor Ort, ihr Wissen, ihr Engagement und ihre Selbstorganisation für die japanische Gesellschaft von zentraler Bedeutung seien. Auf die Frage aber, wie diese breite öffentliche Teilhabe zu erreichen sei und welche Rolle die Chonaikai hierbei spielen könnten, antworteten sie gemeinsam und nachdrücklich mit dem Wunsch nach einem starken und bestimmenden Anführer. Wie vertragen sich solche Hierarchiewünsche mit basisdemokratischen Teilhabeforderungen? Die Geschichte der Chonaikai erklärt vielleicht diese schwierige Ambivalenz aus Führerhoffnung und Teilhabeforderung.

Historisch gesehen sind die Chonaikai tatsächlich nicht entstanden aus den Impulsen einer engagierten Stadtbevölkerung zur Teilhabe an der Organisation des Städtischen oder aus dem Willen zur öffentlichen Verlautbarung heraus. Auch haben sie nichts mit traditionellen Dorfstrukturen oder einer allgemeinen Kultur der Sorge und Hilfe zu tun. Chonaikai wurden nach den historischen Recherchen der Anthropologin Katja Schmidpott² Anfang des 20. Jahrhunderts als Strategie der Regierungen großer japanischer Städte ins Leben gerufen, um den zunehmend chaotischen Zuständen in den anwachsenden Metropolen Herr zu werden, ohne tatsächlich von staatlicher Seite in die städtische Infrastruktur wie Müllentsorgung, Kanalisation oder Gesundheit investieren zu müssen. Die Bewohner sollten es selber richten. Animiert wurden die Bürger der Städte zur unterstützungsfreien Selbstsorge mit dem Mythos einer Kultur der gegenseitigen Hilfe. Etabliert haben sich Chonaikai mithin nicht aus dem lokalen Interesse der Anwohner zur Selbstorganisation, sondern durch die Privatinteressen lokaler Eliten, die sich als Leiter der Nachbarschaftskomitees eingesetzt haben und davon politischen Einfluss erhofften. Für alle Anwohner offen wurde die zunächst elitäre Struktur der Chonaikai erst, als die informellen Strukturen dieser Nachbarschaftskomitees dringen finanzielle Mittel für ihre Aufgaben brauchten, die sie aber von der Stadt nicht erhielten. Über Mitgliedbeiträge wurden die Kassen gefüllt. Je mehr Mitglieder je mehr Einnahmen. Die Offenheit für alle wurde zum Beitragszwang. Was bleibt also von diesen Nachbarschaftskomitees als Plattformen der Selbstorganisation und öffentlichen Teilhabe, wenn sie vom Mythos einer Kultur der Fürsorge befreit werden,

wenn ihre informellen Hierarchien entlarvt und ihre Ersatzfunktion für städtische Aufgaben hervorgehoben wird? Immerhin: es besteht in den japanischen Städten nicht eine Kultur der öffentlichen Plätze, aber eine flächendeckende Struktur der Selbstorganisation, die eigentlich das Potential hätte, Plattform öffentlicher Meinungsbildung und Teilhabe an städtischen Planungsprozessen zu sein. Auch hier gilt, dass die Realität des Öffentlichen erst durch die konkreten Handlungen der Akteure zu existieren beginnt – oder eben nicht. Je nach Bewohnerschaft zeigen sich Chonaikai entsprechend unterschiedlich: als überaltert und extrem hierarchisch oder aber engagiert und selbstorganisiert.

<ppt Folie: Takano Präsentation und Flyer Veranstaltungseinladung>



Abschließend möchte ich noch von einem Beispiel berichten, das tatsächlich durch das zivilgesellschaftliche Engagement der beteiligten Akteure besticht und darüber hinaus den Mut zur Artikulation im Freiraum dokumentiert. Im Stadtteil Takano von Kyoto soll eine große Spielhalle (Pachinko) mitten in ein Wohngebiet nahe am Takanofluss gebaut werden. Viele Anwohner sind erschrocken über diese Pläne, weil

² Vgl. Schmidtptott "Indifferent communities: neighbourhood associations, class and community

sie für sich und ihre Kinder die Spielhalle als schlechten Einfluss auf die Nachbarschaft fürchten. Aus diesem sehr privaten Grund artikulieren sie ein deutliches „Nein zum Pachinko“. Für einige der Anwohner ist daraus aber auch das Bedürfnis entstanden, nicht nur negativ gegen etwas zu sein, sondern konstruktiv über die Zukunft ihres Stadtviertels nachzudenken und sich kreativ einmischen zu wollen. Die „Takano Pachinko Building Protest People“ haben Umfragen unter den Anwohnern initiiert, um die Wünsche für das Viertel herauszufinden. In Deutschland hat sich in der „Kunst im öffentlichen Interesse“ für solche kreativen und selbstorganisierten Planungsansätze der Begriff der „Wunschproduktion“ etabliert. Die „Takano Pachinko Building Protest People“ organisieren darüber hinaus Informationsveranstaltungen auf dem offenen Platz neben der Baustelle des Pachinko. Sie veranstalten Feste, um öffentliche Aufmerksamkeit zu erzeugen und sie artikulieren ein Manifest. Sie arbeiten mit Rechtsanwälten zusammen, um den Bebauungsplan anzufechten und seit kurzen kooperieren sie auch mit deutschen Künstlerinnen und Theoretikern, die ihnen von einem kleinen Nachbarschaftsgarten als Plattform der Öffentlichkeit in Hamburg erzählt haben. Diese Idee eines Gemüsegartens als öffentlicher Kommunikationsplattform haben sich die Leute von Takano angeeignet und angefangen, in kleinen Kisten, noch eher am Rande der Straße, aber durchaus sichtbar einen kleinen öffentlichen Gemüsegarten als symbolisches Zeichen gegen die Spielhalle und als Ausdruck ihres Willens zur Teilhabe aufzubauen.

<ppt Folie: Takano Angärtnern Gruppenbild>

Was uns die Beispiele zeigen, ist zweierlei: erstens, dass in Japan, wie in Europa durch das selbstbestimmte und selbstorganisierte Handeln der Bürgerinnen und Bürger eine Öffentlichkeit entsteht, die sich konstruktiv einmischen will etwa in die Stadtplanung aber auch andere gesellschaftliche Bereiche. Sei es durch das Veranstellen von Festen, das Aufbauen von Stadtgärten oder das Initiieren von direkten oder indirekten Kommunikationsforen. Und zweitens, dass die Räume des Öffentlichen, die Bühnen, auf denen die Akteure auftreten, kulturell unterschiedliche Ermöglichungsräume sind: Große Plätze und Parks, aber auch kleine Sackgassen in traditionelle Stadtvierteln oder Innenräume der Nachbarschaftskomitees.

